

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 13.

Mittwoch, 16. Januar

1929.

(Schluß.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Peterfen.

Da griff Brütt in die innere Brusttasche seines Jacketts und legte einen gelben, anscheinend gefüllten Briefumschlag auf den Tisch.

„Da ist das Geld“, sagte er mit bebender Stimme. „Ja, aber was soll denn das bedeuten?“ rief Herbert, nachdem er sich von seinem Staunen erholt hatte. „So reden Sie doch!“

Er vernahm dann die in unzusammenhängender Form vorgebrachte Geschichte eines Irregeleiteten; so viel war ihm jedenfalls klar, daß hier kein verderbter Mensch sein Innerstes öffnete. Der ungemessene Zorn legte sich und machte nach und nach einem milden Gefühl Platz. Die Tat selbst blieb unverzeihlich, denn zwei ehrenhafte Menschen waren durch sie in eine sehr böse Lage gekommen; aber durfte man einen Reumütigen aus der Tür jagen und von da direkt ins Gefängnis? Und was geschah dann? Was werde dann aus ihm?

„Dies Geld haben Sie also am Totalisator gewonnen und wollen es mir nun zurückbringen?“ „Ja.“

„Und damit ist die Sache erledigt, meinen Sie?“ „Ach nein, da irren Sie. Sie haben es nicht nur mit mir zu tun. Sie werden vor Herrn Direktor Steinschmidt und Herrn Ludewig das wiederholen, was Sie mir soeben gestanden haben.“

Brütt erhob bittend die Hände. „Herr Godebrecht, dann verliere ich meine Stellung und bekomme nie eine wieder.“ Es lag so viel Angst, ja Verzweiflung in diesen Worten, daß Herbert ratlos vor sich hinblinnte.

„Von einer Anzeige will ich Abstand nehmen, bezw. ich werde dafür sorgen, daß unsere Bank, die ja eigentlich die Bestohlene ist, nichts gegen Sie unternimmt; aber von einer Mitteilung an die vorhin genannten Herrn kann ich natürlich nicht absehen.“

Als Brütt aus der Tür gewinkt war, wurde Herbert von einer Unruhe erfasst. Wenn der junge Mensch sich nun etwas antat? Er hatte doch das Geld wiedergebracht und damit eingestanden, daß er... Herbert verließ rasch sein Zimmer, durchschritt den Korridor und riß die Etagentür auf. „Herr Brütt! Herr Brütt!“ rief er ins Treppenhaus hinunter, aber als Antwort vernahm er nur ein schwaches Echo seines eigenen Rufes.

Am nächsten Morgen betrat Herbert als einer der ersten das Bankgebäude.

Brütt... wo blieb Brütt? „Ach, da kam er, aber sein Aussehen war derart, daß Herbert, obwohl von einer Last befreit, aufs tiefste davon gerührt wurde.“

„Herr Brütt, ich will sehen, wie ich die Angelegenheit am günstigsten regle“, raunte er dem apathisch Dreinblickenden zu. Als Direktor Steinschmidt erschien, ließ Herbert sich bei ihm melden und blieb dann länger als eine Stunde bei ihm; der aufs äußerste Erbitterte wollte sich auf nichts einlassen. Schließlich legte sich auch seine Empörung. Brütt wurde gerufen und noch einmal mit vernichtenden Worten bedacht. Er leistete Abbitte, worauf der Direktor ihm Stillschweigen zusicherte. Gleichzeitig wurde ihm eine Strafverweisung an eine Provinzialfiliale der Bank angekündigt, und damit war alles getan, was Brütt überhaupt erwarten durfte.

19.

Einige Wochen später legte Herbert Godebrecht den Nachhauseweg mit seinem Kollegen Glöckner zurück.

„Gestern habe ich mir mal den Zigarrenladen von Rumpnagel in der Breitenstraße angesehen“, sagte dieser im Laufe des Gesprächs.

„Der Laden macht sich hübsch, nicht wahr? ... War Rumpnagel allein, oder half ihm seine zukünftige Frau beim Verkaufen?“

„Nein, die Braut ist bei den Schwiegereltern auf dem Lande — in acht Tagen ist ja die Hochzeit —; aber der junge Geschäftsinhaber war trotzdem nicht allein: der Herr Schumann half ihm, und dieser soll Rumpnagel auch vertreten, wenn Hochzeit ist.“

„Eine gute Lösung.“

„Auf dem Heimweg mußte ich mich noch mit Schumann beschäftigen. Er hat so etwas Treuerzig-Verächtliches, Gemütliches in seinem Auftreten, kurz, ich mußte heimlich noch über einen Scherz von ihm lachen, und da dachte ich... Daß der alte Wurm um seinen Abschied eingekommen ist, wissen Sie doch, Godebrecht.“

„Wurm? ... Unser Hausmeister? ... Nein, davon weiß ich nichts. Das muß ja plötzlich gekommen sein. Ich war nämlich noch vor acht Tagen auf einige Minuten bei ihm und seiner Frau. Lieber Himmel, wie lange kenne ich Wurm!“ sagte er dann nachdenklich. „Wenn ich als kleiner Junge mit meiner Mutter in der Stadt war, mußte ich unbedingt jedesmal bei Wurm eingucken; seine Kanarienvogelzucht war für mich etwas so Eigenartiges, daß ich jahrelang nur daran dachte, Züchter von Kanarienvögeln zu werden.“

Glöckner lachte. „Jungensbegeisterung. — Aber nun zu Schumann, lieber Godebrecht. Sollte er nicht für eine Nachfolge Wurms in Frage kommen?“

Herbert sagte seinen Begleiter plötzlich am Arm.

„Das ist ein Vorschlag, der sich hören läßt“, erwiderte er beinahe erregt. „Wer regelt diese Angelegenheit?“

„Jedenfalls Schall.“

„Ich werde ihn morgen früh gleich aufsuchen. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät für Schumann. — Hier muß ich abbiegen, Glöckner. Empfehlen Sie mich Ihrer Gattin.“

Am nächsten Morgen ging Herbert zu dem Personalchef der Bank und kam auch sofort auf sein Anliegen zu sprechen; Herr Schall hielt sich beide Ohren zu.

„Wenn Sie wüßten, wie ich bedrängt werde“, erwiderte er lachend. „Ich habe gar nicht nötig gehabt, ein Inserat loszulassen, so werde ich mit Bewerbungen überflutet.“

„Haben Sie denn schon eine Wahl getroffen, Herr Schall?“ fragte Herbert beklommen.

„Nein. Dabei muß die Angelegenheit in Kürze geregelt werden — Wurm zieht zum 1. Juli aus —, aber ich gehe nur sehr ungern an eine Lösung heran. Glauben Sie mir, es ist leichter, einen Kassierer zu engagieren als einen Hausmeister; denn bei dem sieht man die Eigenschaften eines Universalgenies voraus.“

„Vielleicht geben Sie Schumann Gelegenheit, sich einmal bei Ihnen vorzustellen? ... Ich selbst bin ja etwas Partei; denn Schumann spielte in dem Prozeß

gegen mich eine erhebliche Rolle; ich bin ihm also zu Dank verpflichtet, und wenn ich . . .

„Ach, um den handelt es sich!“ unterbrach ihn der Personalchef. „Ja, gewiß, er kann sich mal vorstellen; aber ich halte es für richtiger, Sie fordern ihn dazu auf, Herr Godebrecht, weil er sonst denken könnte, wir suchten ihn wie eine Stednadel und könnten nicht ohne ihn fertig werden.“

Und Schumann kam und konnte sich nicht genug wundern über das viele Geld, das hier rollte. Mit seinem Lotterielos war er 'reingefallen — zwei Nummern von seiner eigenen war ein Gewinn von 10 000 Mark, natürlich! — mit der Erfindung war es nichts geworden, und auch die Aussicht auf die Belohnung von eintaufendfünfhundert Mark war ein Traum geblieben: dies aber waren Realitäten. Hier konnten die Augen, die nichts Fremdes begehren, sich nach Herzenslust weiden. Hier schloß der Hausmeister neben Panzer gewölben, als gehörten sie mit ihren Schätzen ihm ganz allein.

Und Schumann wurde von dem Personalchef empfangen und mußte seine Papiere vorlegen, und diese Papiere waren gut. Aber sie genügten nicht, es waren noch vertrauliche Auskünfte einzuholen — über Solidität, Zuverlässigkeit —, und diese lauteten ebenfalls zufriedenstellend.

Eines Nachmittags wartete Schumann vor dem Hause, in dem Herbert wohnte.

„Engagiert!“ sagte er freudestrahlend. Als er dann mit Herbert nach oben ging, schwieg er nicht einen Augenblick; Herbert ließ den Glücklichen gewahren.

„Und wie sind die Bedingungen, Herr Schumann?“

„Zweihundertfünfundzwanzig Mark monatlich — ich bin ja nun Gehaltsempfänger —, frei Wohnung — und was für eine Wohnung! Meine Frau ist rein aus der Lüne —, frei Licht, frei Heizung; was will man noch mehr!“

„Ich freue mich mit Ihnen, Herr Schumann.“ —

Am Abend erzählte er Ruth von der Wendung der Dinge in Schumanns Leben, und als Direktor Bindewald darüber zum, rief er gleich: „Borzüglich! Ich suchte schon wie verzweifelt nach einem Grund, der mich berechtigte, eine kleine Bowle anzusehen. Wie denkt ihr darüber, Kinder? . . . Der Abend ist lau und wonnig, Frau Luna steht schon in mattem Glanz am Himmel . . .“

„Schwärm' doch nicht, Papa!“ rief Ruth lachend.

„So tritt mein eigenes Kind meine tiefsten Gefühle mit Füßen! Das ist die Jugend von heute . . . Aber mit langen Vortreden ist Schumann nicht gedient.“

Er ging in die Küche, wo er mit der Sorgfalt eines Kenners die Bowle — und gar keine kleine — hergerichtete; Frieda, das Mädchen, machte Handreichungen und trug das ansehnliche Gefäß auch auf den Balkon, wo Frau Bindewald und das Brautpaar plaudernd beisammensaßen. Und es wurde ein Abend ganz nach dem Willen des Hausherrn, der eine Streife durch sämtliche Operetten älteren Datums unternahm. —

Rumpnagel und Thea hatten Hochzeit gemacht; als Herbert Godebrecht wenige Tage später bei dem jungen Paare vorsprach, um seinen schriftlichen Glückwunsch mündlich zu wiederholen, fand er zwei sehr glücklich aussehende junge Menschen vor. Er wurde in das hinter dem Laden liegende, reizend ausgestattete Wohnzimmer genötigt, wo Thea ihm ein Glas Wein vorsetzte.

„Auf Ihr und Ihres Mannes Glück, Frau Rumpnagel“, sagte er. „Und wie geht es mit dem Geschäft? . . . Sind Sie zufrieden?“

Ja, Frau Thea war zufrieden, genau wie der lange Mann, den sie durch das zwischen Laden und Wohnzimmer liegende Fenster versonnen beobachtete. Aber Mangel an Kundenschaft konnten sie sich wirklich nicht beklagen. Gestern zum Beispiel wäre Herr Doktor Scheel-Brandow hier gewesen und hätte nicht nur für sich und seinen Vater für insgesamt achtundachtzig Mark Zigarren und Zigaretten gekauft, sondern er hätte auch Blumen für sie, Thea, gebracht, Rosen — da

ständen sie —, und hätte ihr und ihrem Manne alles Gute gewünscht.

Herbert, der den Blick gesenkt hielt, gewahrte nicht das leise, glückliche Lächeln auf dem Gesicht der jungen Frau, die immer wieder durch die ausgelassene Glasscheibe blickte. —

Und dann kam ein anderer Hochzeitstag heran. Goldglanz lag über der Welt, wie es sich um einen Tag um Pfingsten herum gehört. Herbert wartete, in seinem Wohnzimmer am Fenster stehend, auf das Auto, das ihn nach der Bindewaldschen Wohnung bringen sollte.

Es klopfte. Frau Landgerichtsrat Brüggae, diskret geschmückt, erschien, um sich und dem jungen Hochzeiter die Wartezeit zu vertreiben.

Du hupte es von unten herauf. Der Chauffeur blickte nach oben, Herbert wurde mit einem Male sehr beweglich.

„Mein Wagen wird auch wohl bald kommen“, sagte die Landgerichtsrätin, indem sie prüfend an ihrer dunkelroten Robe herab sah. „Auf Wiedersehen in der Kirche, Herr Godebrecht.“

Als Herbert vor der Bindewaldschen Wohnung anlangte, hielt dort schon das mit zwei temperamentvollen Schimmeln bespannte Coupé. Er entlohnte den Chauffeur, eilte ins Haus und erschien bald darauf wieder mit seiner hochzeitlich geschmückten Braut.

Es folgte der Trauakt in der Kirche, die Heimfahrt, die Gratulationscours, das Mahl, bei dem Doktor Scheel-Brandow, der mit seiner Schwester zu den wenigen Gästen zählte, eine geistprühende Rede hielt; es folgten die Vorbereitungen zur Abreise des jungen Paares.

Als Herbert Godebrecht, auf Ruth wartend, durch ein Fenster des Fremdenzimmers seinen Blick über das Häusermeer schweifen ließ, hatte er Mühe, eine Ergriffenheit zurückzudämmen. Da lag die Stadt, mit ihren Antiefen, Geheimnissen, Leidenschaften, mit ihren Freuden und ihrer Not. Onkel Franz! . . . Man könnte ihm eigentlich hundert oder zweihundert Mark schicken. Er würde sie vertrinken, das war sicher, aber man könnte es dennoch tun. Anonym natürlich, um sich nicht eine Plage auf den Hals zu laden.

Der tief in Gedanken Stehende schrak zusammen, denn irgendwer hatte seinen Arm berührt.

„Ruth, du bist es“, sagte er halblaut, indem er sie an sich zog.

Sie forschte in seinen Mienen.

„Traurig, Herbert?“ flüsterte sie.

„Heute? . . . Ein wenig nachdenklich, Ruth, das ist alles, und nun ist es auch schon vorbei.“

Als sie durch den Flur schritten, hörten sie Frau Glöckner und Doktor Scheel-Brandow laut miteinander scherzen. Bindewald und Frau gaben ihnen das Geleite bis zur Treppe.

Unten stand das Auto, welches das junge Paar zum Bahnhof bringen sollte. Der Zug würde für das Weiteres sorgen. Es handelte sich um eine Reise in sommerlich blühende Gefilde, um eine Fahrt ins Glück.

— Ende! —

Eingeschnitten.

Nun ist das Land vom Wintertraum
So zauberhaft und tief erfüllt.
Und manchen Weg erkennst du kaum,
Die Fluren sind dir ganz verhüllt.

Es heßt der Wind die Schwingen facht
Und rauscht zuwellen übers Land.
Bald streift im Wald die dunkle Nacht
Und Einsamkeit hat nur Bestand.

Doch ab und zu dringt an dein Ohr
Der Raben wunderbar Geschrei.
Ein Landmann schließt des Hauses Tor
Und singend zieht der Wind vorbei.

Franz Dinga.

Die Gans.

Eine Schauspielergeschichte von Gerhard Schäte.

Die Geschichte spielt vor dem Kriege im Hoftheater einer größeren Residenzstadt. An einem Theater, das zu äußerster Sparsamkeit gezwungen, aber andererseits zu höchstmöglicher geistiger Leistungsfähigkeit verpflichtet war.

An dieser Bühne wurde ein Komiker engagiert, der zu jener Zeit seinesgleichen suchte. Er war fünfzig Jahre, wohlbeleibt, lustig und stets zu derben oder feinen Possen und Späßen aufgelegt. Kennen wir ihn Hellmann.

In einem Winter wurde eine neue Komödie einstudiert, in deren Mittelpunkt eine gebratene, feiste, knusprige Gans stand. Die Hauptrolle des Stückes spielte Hellmann.

Die Proben verliefen, wie alle Proben verlaufen: die einen weisagten mit absoluter Bestimmtheit einen Bombenerfolg, die anderen glaubten zuversichtlich an einen Riesenerfolg. Die Generalprobe war schauderhaft, nichts wollte klappen.

Hellmann war guter Laune. „Wenn nur das Gänsele recht gut durchbraten ist“, war seine ständige sorgenvolle Redensart.

Zur Premiere bekam Hellmann im dritten Akt sein Gänsele. Er schnitt mit virtuöser Fertigkeit die Keulen ab, tranchierte die Gans im Ku und hieb mit seinem, von feiner Alterserscheinung angekränkelten Gebiß heftig in die Gans, verschlang die Fleischstücke, die an Keule, Brust und Rücken saßen, währenddem den Zuschauern das Wasser im Munde zusammenlief.

Die Uraufführung war ein großer Erfolg. Eines jener braven, soliden, behaglichen Konversationslustspiele hatte seinen Siegeszug über die Bretter begonnen.

Hellmann war wohl der glücklichste von allen. Weder des Direktors Freude über die ausverkauften Häuser, weder der zwei Autoren strahlende Mienen über die Kassenabrechnungen, noch der Kollegen gute Laune über die wohlmeinenden und ausgezeichneten Kritiken konnten Hellmanns tiefinnerliche Heiterkeit erreichen.

Hellmanns freudige Genugtuung war auf das Gänsele zurückzuführen. Nichts als er für sein Leben so gern als eine feiste, duftende Gans, und seine Freude, nun wochenlang allabendlich einen so herrlichen Braten verzehren zu dürfen, der ihn nichts kostete, war ungeheuer.

Aber der Direktor, der sparen wollte und mußte, gönnte seinem erfolgreichen Mimen dieses solenne Abendmahl nicht. In der dritten Vorstellung schon bekam Hellmann die Anweisung, daß er die Gans nur anschnitten dürfe, und zwar nur die rechte Keule. Auf diese Art meinte der Direktor mit einer Gans acht Tage ausreichen zu können.

Aber Hellmann ahn an jenem Abend nicht nur, wie sonst, die besten Stücke des Gänseles auf, sondern er verzehrte alles, was nicht Knochen oder ungenießbar war. Der Direktor tobte über des Komikers Boshaftigkeit; aber was konnte er ihm anhaben? Nichts. Die Gans stand in der Rolle. Der Fundus- und Magazinverwalter, guter Freund des Direktors, schwor Stein und Bein, daß er dieser Verschwendung und dieser Freigabe abhelfen werde.

In der vierten Aufführung des Stückes kam nur eine halbe Gans auf die Bühne, in der fünften nur eine viertel Gans, noch dazu das Viertel einer ganz jungen, winzigen Gans.

Hellmann verlor seinen Humor nicht. In der sechsten Vorstellung stellte er einen ihm ergebenen jungen Schauspieler hinter die Kulissen. Und als ihm auf die Bühne wieder nur ein „Kleinses Gänsele“ gebracht wurde, rief er schallend hinter die Kulissen: „Seda, Kellner, bringen Sie eine Gans herein! Aber nicht so ein Stückel verrottenes Hühnerfleisch!“ (Diesmal war es noch nicht einmal Gans.) Dabei schenkte er sein Stückchen Huhn mit einer napoleonischen Geste dem Kollegen. Der Schauspielschüler brachte auf seines Meisters Geheiß auf einer silbernen Platte eine dampfende riesengroße Gans.

Der Direktor, dem man das Geschicknis klug überbrachte, konnte seinen Zorn nicht verbergen und gab Anweisung, auf die Hinterbühne zu achten, daß solche Späße in Zukunft unterblieben.

Der Requisiteur stellte am siebenten Abend eine Gans aus Papiermaché vor den erstaunten Hellmann.

Hellmann grinst nur, mit starken Händen zerriß und zerstampfte er die Papiergans und sagte ins Publikum: „Ein bißel zäh ist das Vieh!“

Die Sache mit der Gans begann, dank der Erzählungen der Kollegen Hellmanns, in der Residenz ruhmbar zu werden, und in die nächste Vorstellung, also am achten Abend, kam irgend ein Großherzog, sich den merkwürdigen Gänsele freier anzuschauen.

Von diesem Besuch wußte niemand etwas. Der Herrzog setzte sich still und ganz inkognito in seine Loge.

Der Requisiteur, dem sein Ehrgeiz keine Ruhe ließ, brachte diesmal eine besonders stabile und große Gans auf den Bühnentisch. Sie war — aus Holz.

Aber irgend einer von Hellmanns Freunden hatte dem Komiker rechtzeitig davon unterrichtet, und wie nun Hellmann das hölzerne Ungetüm vor sich sieht, zieht er behutlos aus seiner Traktasche eine kleine Handäge.

Unter brausendem Gelächter — während Direktor und Requisiteur hinter der Bühne in fochender Wut standen und hilflos diesem Gebaren zuschauen mußten — begann Hellmann die Holzgans zu zerfagen.

Das hatte für den Komiker sein Gutes. Der Herrzog begab sich zu seinem Intendanten und wies ihn an, auf seine Kosten dem Schauspieler Hellmann allabendlich eine ordentliche Gans vorzusetzen.

Der Held.

Von Ossip Dymow.

„Haben Sie das eigentlich auch schon bemerkt? Wenn man diese Leute besucht, dann hört man immer nur, wie Frau A. ihren Mann mit „Held“ anredet.“

So ganz einfach: „Mein Held“, und er hat gar nichts dagegen, schweigt. Betrachtet es anscheinend als selbstverständlich und sieht keine Übertreibung darin, daß man ihn so nennt ...

Eines Tages konnte ich es nicht mehr aushalten.

„Warum sagt sie Held? Wie kommst Du zu dieser Bezeichnung? Wir kennen uns ja schließlich nicht erst seit gestern ...“, entschloß ich mich zu fragen.

Herr A. sah mich an und lachte herzlich.

„Komm ins Herrenzimmer, alter Freund, dann werde ich dir die Geschichte meines Heldentums erzählen. Erinnerst du dich noch der alten schönen Zeiten in der Schweiz? Du mußt ja schon nach zwei Semestern fort, lehrtest nach Deutschland zurück, — wir andern blieben aber alle in Genf. Und vielleicht entsinnst du dich, daß auch meine Frau, — damals allerdings noch nicht als meine Frau, — sich in Genf aufhielt. Ehrlich gesagt: ich hatte an sich gar nicht die Absicht, sie zu heiraten. Schuld an dem allen ist der Genfer See. Und das kam so: An einem heißen Juliabend machten wir in größerer Gesellschaft einen Ausflug in eines der kleinen Uferdörfer. Wir schlenderten durch die Gegend, aßen ziemlich spät zu Abend und gingen darauf wieder spazieren. In unsere Unterhaltung vertieft, bemerkten wir nicht, daß wir uns immer mehr von der übrigen Gesellschaft entfernten, bis wir uns plötzlich in einer ganz einsamen Gegend wiederfanden. Die Dunkelheit brach schnell herein. Es sah nach Gewitter aus. Was tun? In das Dorf zurückgehen, war eine unsichere Sache, da wir weder Weg noch Steg kannten. Und sich während des Gewitters verirren ... Andererseits hatte es natürlich auch keinen Sinn, am Ufer zu bleiben. Man konnte nur eines tun: ein Boot nehmen und quer über den See zur Stadt rudern. Wir sahen die fernen Lichter. Vielleicht kamen wir noch rechtzeitig hin.“

„Können Sie rudern?“ fragte sie mich.

„Gewiß!“

Wir setzten uns also in das schwankende Boot, das zufällig dicht am Ufer liegt. Ich muß gestehen, wir hatten beim Abendessen wohl etwas reichlich dem Weine zugesprochen, und der war mir jetzt zu Kopfe gestiegen, — sonst hätte ich mich kaum zu einem derartigen Unternehmen entschlossen, denn es war doch einfach irrsinnig: das Gewitter zog sich immer drohender zusammen, und wir wollten unser Leben diesem kleinen, zerbrechlichen Kahn anvertrauen! Ich griff also nach den Rudern, — es war inzwischen ganz finster geworden. Aber zuvor mußte man das Boot noch losbinden.

„Sehen Sie die Kette?“ fragte ich.

„Ist keine Kette da, nur eine Schnur“, gibt sie zurück.

„Also losbinden, bitte.“

Und ich höre, wie sie dort im Dunkeln irgend etwas an dem Boote schafft.

„Fertig“, sagt sie.

Unterdessen war es so finster geworden, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Die Lichter der Stadt schimmerten als ein schmaler, gelber Gürtel aus dem Dunst hervor. Ich sah weder das Mädchen noch die Ruder, die ich mit aller Kraft gebrauchte. Ich wußte nur das eine: jede Bewegung meiner Arme brachte uns dem Ziele näher, und so mühte ich mich denn ehrlich ab, — Gott ist mein Zeuge. Der Regen strömte nur so vom Himmel. Ich ruderte unentwegt. Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen war,

aber der gelbe Gürtel rüdte nicht näher. Wir mußten also noch ein gutes Stück Weges vor uns haben. Das Mädchen war vor Ermüdung eingeschlafen. Ich fühlte, wie meine Hände starr wurden, nahm aber meine letzten Kräfte zusammen und arbeitete weiter. Allmählich wurde es wieder besser. Und was sehe ich? Das Boot ist mit einer langen Kette an einen Baumstamm gebunden und liegt da, ohne vom Fled zu weichen. Es ist kein Zweifel: meine Gefährtin hat in der Dunkelheit den verkehrten Strid losgebunden! Wozu hatte ich mich so angestrengt? Ich wollte mich nicht lächerlich machen vor dem Mädchen. So trug ich die fest schlafende aus dem Boot an Land, legte sie unter den Baum und weckte sie auf. Sie wurde es nicht einmal gewahr, daß wir uns noch immer an Ort und Stelle befanden. Das Gewitter zog ab, wir fanden unseren Weg wieder und kamen in völlig erschöpftem Zustand in die Stadt zurück. Eine Woche später haben wir uns dann verlobt. Und seitdem nennt sie mich ihren Helben.“

„Sie weiß es also bis auf den heutigen Tag noch nicht, daß das Boot die ganze Zeit über festgebunden war?“

„Nein. Und wozu sollte sie es auch erfahren? Mir will es so scheinen, als wäre es in jedem Falle besser, von seiner Frau als ein Held angesehen zu werden“, meinte er lachend.

In diesem Augenblick kam Frau A. ins Zimmer und rief ihren Mann ans Telefon. Er ging hinaus, und sie sah sich mit verschmitztem Lächeln an und sagte: „Hat er Ihnen von unserem Abenteuer auf dem Genfer See erzählt? Es wäre doch ein Wahnsinn gewesen, wenn ich damals das Boot losgebunden hätte, nicht wahr?“

(Deutsch von J. M. Schubert.)

Im Eappenhotel.

Zonas Nutti hat keine Rentiere. Er ist verarmt, wie viele seiner Volksgenossen. Die letzten Tiere, die er besaß, bekamen Wölfe in Sumpfställen. Zonas Nutti könnte fischen, aber das scheint ihm ein zu beschwerliches Handwerk zu sein. Er hat ein Hotel eröffnet — ein Eappenhotel.

Kommt man über die weiten Bergabhänge gewandert, bemerkt man am Pfad ein kleines Holzschiff mit einem Willkommengruß. Bewundert bleibt man stehen, und schaut sich um. So weit das Auge reicht, ist keine Ansiedlung zu sehen, unendlich weit erstreckt sich die Fläche zwischen den Bergabhängen. Aber dann sieht man zwischen Birkenstämmen zwei braune Zelte. Diese Zelte sind aus Raststücken, Torf, Dachpappfellen, alten Säcken und Birkenästen errichtet. Kein Baum umsäumt sie, keine Pforte kennzeichnet die „Einfahrt“. Auf einem Felsblock gewahrt man eine kleine graue Gestalt. Das ist Zonas Nutti, der Hotelier.

Er trägt eine zugespitzte Mütze, die ihm ein wenig schief auf dem Kopfe sitzt. Die braunen, zerfetzten Beinkleider stecken in aufgebogenen Stiefeln, und die Hände haften an einer alten Taschenuhr. Er weiß, daß Fremde kommen, er hat ein feines Gehör, aber er wendet sich nicht um. Wir gehen an ihm vorüber grüßen und werfen die Rucksäcke neben den Zelteingang. Nun erst erhebt sich der Lappe und kommt, um den Fremden behilflich zu sein. In seinem von vielen Falten gezeichneten Gesicht ist jetzt ein Lächeln. Er hat jetzt viel zu tun. In der Zeltmitte steht er ein Feuer an. Zusammengepackte Rentierfelle trägt Nutti heran und breitet sie über die Birkenreisler, die am Boden liegen. Er bemüht sich auch, Mäuse zu vertreiben, die herumhüpfen. Er sieht mit einem Birkenast nach ihnen.

Wir sitzen derweil in der Hütte und warten, bis Nutti seine Handtierungen beendet. Ringsum im Graje liegt das Rost- und Eßgeschirr des Hoteliers. An einer Birke hängen Socken, eine Jade und Baststühle. Durch das Grün der Bäume glänzt ein kleiner See. Drüben ragen die Berge hoch auf. Große Schneeflächen gleiten im Abendlicht. Dunkle Bäche rinnen über die hellen Flächen. Das sind Rentierherden auf dem Fällschnee. Über der Landschaft wölbt sich Licht und in wunderbarer Durchsichtigkeit der alaskarüne Nordlandhimmel.

Dann treten wir ins Zelt, beginnen unsere Rucksäcke zu entleeren und wollen Tee kochen. Aber dem Feuer hängt ein schwarzer Kessel mit Wasser. Nutti bringt eine Tasse mit abgebrochenem Henkel heran und stellt sie uns zur Verfügung. Er steckt seinen Rodzipfel in die Tasse und wischt sie ab, wie sich das gehört. Dann hockt er neben der Eingangstür und schießt in die offenen Rucksäcke. Seine Augen sind schmal und dunkel. Sie passen zu dem spärlichen Bart, der das Kinn umwuchert. Eine Kognakflasche kommt zum Vorschein. Der Lappe spült seinen rüßelförmigen Mund und streckt die Hände aus. Er soll einen Schluck in die Tasse

erhalten, doch läßt er die Flasche nicht aus den Fingern. Wie ein Kind ein Spielzeug liebt, so hält der Hotelier die Flasche. Er geht aus dem Zelt, umgeht es, kommt wieder zurück, setzt sich ans Feuer, hebt die Flasche, schaut hindurch, und wir sehen, daß er sehr glücklich ist.

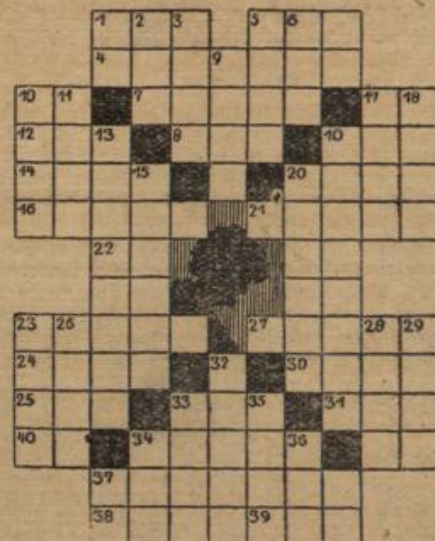
Das Mahl ist beendet. Zonas Nutti hat viel getrunken, nun sitzt er vor dem Zelt und singt. Er singt falsch, und seine Stimme ist gleichsam verkümmert, aber das stört ihn nicht. Wir liegen auf den glatten Rentierfellen. Das Feuer glimmt, und dünner Rauch steigt durch die Öffnung in der Zelthaut. Blaue Nachtdämmerung füllt das Zelt. Mäuse hüpfen über den Fußboden und das Lager, und man wird zu müde, um sie forzujagen. Draußen singt Zonas Nutti müde und heiser.

Zonas Nutti hatte versprochen, uns zu wecken. Da es bis zum nächsten Rastorte ein viel meilenlanger Weg über das Gebirge war, mußten wir rechtzeitig aufbrechen. Zonas Nutti verschläft aber die Zeit. Wir mußten ihn in seinem Zelte aufstöbern. Nach langwierigem Wecken kam der Hotelier heraus. Er hielt sich den Kopf mit beiden Händen.

Als er das viele Silbergeld sah, das wir auf einen Stein gelegt es waren nur ein paar Kronen, rief er verwundert aus: „Jumala, Jumala!“ Er vergaß seinen Brunnenschädel, griff nach den Münzen und wollte die Hälfte zurückgeben. Wir traten den Marsch an. Vor dem Zelte sah wieder die kleine, graue Gestalt. Der Lappe sah da und zählte die Silbermünzen. Dann drängte sich Felsgeröll davor und verbergte das Lappenhotel unseren Blicken.

Walter Gries.

Kreuzworträtsel.



Wagerech: 1. Mißtrauen. 2. Geschichtsschreiber. 5. Luftfahrtausstellung. 7. Unterwelt. 8. Regeltechnischer Ausdruck. 10. Französischer Artikel. 12. Papageienart. 14. Gemeinschaft. 16. Blume. 19. Artikel. 20. Verwandte. 21. Stadt in Westfalen. 22. Arabisches Bindewort. 23. Klosterraum. 24. Ausgang. 25. Alkoholisches Getränk. 27. Pflanze. 30. Zahl. 31. Gewässer. 33. Gebirgsformation. 34. Unangenehm. 37. Afrikanisches Land. 38. Frühere türkische Kopfbedeckung. 39. Altsächsische Anredeform. — Senkrecht: 1. Erstaunder Ausruf. 2. Wild. 3. Sagen Gestalt. 5. Einfall. 6. Lotteriepapier. 9. Deutscher Fluß. 10. Vulkananwurf. 11. Liebesgott. 13. Zeitalter. 15. Souverän. 17. Gesichtsteil. 18. Gebirge. 19. Kleinasiatische Stadt. 20. Deutsche Großstadt. 26. Lebensstoff. 28. Grünfütter. 29. Rentierart. 32. Teilschlung. 33. Belustigung. 34. Märchenfigur. 35. Stellung. 36. Nicht heiß.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 7: Senkrecht: 1. Inn. 2. „Grat Zeppelin“. 3. Ei. 5. Ae. 6. Skandinavien. 7. Ter. 9. Au! 11. Vid. 12. Appala. 13. Ber. 14. Tee. 16. Euterpe. 19. In. 21. Ae. 23. Emu. 27. Sam. 28. Kai. 29. Sut. 32. Ost. 34. Ger. 36. Ar. 38. Ist. 40. Lee. 41. Leo. — Wagerech: 1. Joel. 4. Bast. 8. Inri. 10. Efel. 12. Anna. 13. But. 15. Arie. 17. Fee. 18. Ein. 20. Du. 21. Asur. 22. Erde. 24. Sose. 25. Imme. 26. Epos. 28. Kanu. 30. Pia. 31. Ara. 33. Auge. 35. Mai. 37. Vase. 39. Telf. 41. Vist. 42. Alex. 43. Beet. 44. Neu. 45. Ton.